

ELIAS PALM
Todesmahnung



GOLDMANN
Lesen erleben

Buch

Als der renommierte Staatsanwalt Hans Vadlund im Kreise seiner Kollegen seinen 50. Geburtstag feiert, ahnt er noch nicht, dass sich unter den vielen Geschenken ein äußerst makabres Präsent befindet: der abgeschnittene Ringfinger seiner Frau – samt Ehering. Ein anonymes Anrufer macht ihm kurz darauf klar, was diese Botschaft zu bedeuten hat: Wenn ihm die übrigen Finger seiner Frau lieb sind, muss er eine soeben erhobene Anklage umgehend wieder fallen lassen.

Dieser Vorfall ist in Malmö trauriger Alltag: Die kroatischen Brüder Bojan und Goran Simic haben eine kriminelle Organisation aufgebaut, zu deren Portfolio neben Erpressung auch Waffenschmuggel und Auftragsmorde gehören. Die Tentakel dieses doppelköpfigen Kraken reichen bis weit in die Reihen von Justiz, Polizei und Gerichtsmedizin hinein. Nachweisen konnte man den Brüdern Simic nie etwas, und zu groß ist die allgegenwärtige Angst, sich wirklich mit ihnen anzulegen. Nur Ella Andersson vom rechtsmedizinischen Institut will sich nicht einschüchtern lassen. Doch dann erhalten ihre Mitarbeiter einen Karton mit grauenvollem Inhalt: einem stark entstellten menschlichen Kopf, in dem eine Bleikugel steckt. Als durch eine Analyse der Zähne die Identität festgestellt werden kann, sitzt der Schock tief ...

Autor

Elias Palm, Jahrgang 1976, arbeitet als Gerichtsmediziner und rechtsmedizinischer Gutachter für Polizei und Staatsanwaltschaft im schwedischen Lund. Die Erfahrungen aus seinem Berufsalltag haben ihn zu seinen Kriminalromanen um die Rechtsmedizinerin Ella Andersson inspiriert.

Mehr von Elias Palm:

Todesmal. Ein Fall für Ella Andersson (📖 auch als E-Book erhältlich)

Elias Palm


Todesmahnung

Thriller

Deutsch
von Gabriele Zigl drum

GOLDMANN

Die Originalausgabe erschien 2013
unter dem Titel »Memento Mori«
bei Ordfront Förlag, Stockholm.

 Dieses Buch ist auch als E-Book erhältlich.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967
Das FSC® -zertifizierte Papier *Pamo House* für dieses Buch
liefert Arctic Paper, Mochenwangen GmbH.

1. Auflage

Deutsche Erstveröffentlichung April 2015
Copyright © der Originalausgabe 2013 by Elias Palm
Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe

by Wilhelm Goldmann Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Published by agreement with Ordfront Förlag AB, Stockholm,
and Leonhardt & Hoier Literary Agency A/S, Copenhagen

Umschlaggestaltung: UNO Werbeagentur
Umschlagmotiv: Roy Bishop/Arcandel Images; FinePic®, München

Redaktion: Franziska Schneider

AG · Herstellung: Str.

Satz: IBV Satz- u. Datentechnik GmbH, Berlin
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany
ISBN 978-3-442-48152-1
www.goldmann-verlag.de

Besuchen Sie den Goldmann Verlag im Netz



Memento Mori
Für Juni und Jocke – meine Familie

Prolog

Der Hafen

Der erste Schuss traf die rechte Seite des Brustkorbs. Die ummantelte Kugel zerschlug die siebte Rippe und durchlöcherte die Lungenflügel. Die Lunge kollabierte mit einem Seufzer, und das tiefrote Blut bildete einen dunklen Fleck auf der Jeansjacke. Der Nachhall des Knalls war noch nicht verklungen, als die Waffe bereits ein zweites Mal abgefeuert wurde. Diesmal gab das Brustbein nach, anschließend traf die Kugel das Herz. Die Kraft des Projektils ließ die linke Herzkammer förmlich explodieren und riss die Muskelwand sowie den umschließenden Herzbeutel entzwei. Warmes, sauerstoffreiches Blut schoss aus dem sterbenden Organ, das sich noch einige letzte Male müde zusammenzog und so den linken Lungenflügel mit Blut füllte. Als die dritte Kugel den Körper traf, hatte das Herz bereits aufgehört zu schlagen. Dennoch zuckte der Brustkorb zusammen, während eine weitere Patronenhülse auf den Betonboden fiel. Dann war alles still.

»Nicht schlecht, verdammt nochmal! Genau in die Brust!«

Die Stimme seines Bruders klang freudig erregt – wie immer, wenn er ihn zu etwas gebracht hatte, was er eigentlich gar nicht hatte tun wollen. Das war schon immer so gewesen, seit ihrer Kindheit. Je mehr er sich gewehrt hatte, desto größer war am Ende der Triumph seines Bruders gewesen.

»Sammel die Hülsen ein«, sagte der jetzt in deutlich nüchternerem Ton und klopfte ihm auf die Schulter.

Die Lagerhalle war so groß wie ein Handballfeld und voll-

kommen leer, abgesehen von einigen aufgestapelten Kartons in einer Ecke. Die Leuchtröhren an der Decke waren aus, die einzige Beleuchtung stammte von ein paar Straßenlaternen, die von draußen einen bläulichen Schein durch ein paar schmutzige Glasscheiben warfen. Die meisten Fenster waren mit Sägespänen und Staub verdreckt, doch genau dort, wo die Leiche lag, fiel Licht auf den Boden. Ohne den leblosen Körper zu seinen Füßen aus den Augen zu lassen, steckte er die Pistole in die Jackentasche und drehte sich um.

»Verdammt noch mal, hör auf zu filmen!«

»Entspann dich«, gab sein Bruder zurück und zoomte mit der Handkamera auf die größer werdende Blutlache auf dem Boden. »Hast du die Plastiktüten mitgenommen?«

Er nickte und sah seinem Bruder in die Augen. Darin flackerte etwas Wildes. Das lag nicht nur an den Drogen – das Raubtier hatte schon hinter den kastanienbraunen Augen gelauert, lange bevor er angefangen hatte, das weiße Pulver zu schnupfen. Papa war genauso gewesen. Unberechenbar und launisch.

»Wir müssen weg. Vielleicht hat jemand die Schüsse gehört und ruft die Bullen.«

»Halt's Maul«, zischte sein Bruder und kniete sich neben die Leiche. Er öffnete die obersten Knöpfe der blutbesudelten Jeansjacke und entblößte einen bleichen Hals.

»Bist du dir sicher?«

»Ich habe gesagt, wir werden diesem Schwein eine Nachricht schicken.«

Sein Bruder reichte ihm das Handy und wühlte in der Tasche, die er über der Schulter getragen hatte.

»Ja, aber reicht es nicht, wenn wir ihm einfach den Schwanz abschneiden und verschicken? Oder einen Finger?«

Sein Herz schlug laut, und er spürte, wie seine Hände zitterten.

»Hast du den ›Paten‹ nicht gesehen?«, fragte sein Bruder und hob die dunklen Augenbrauen. Das kalte Licht der Straßenlampe fiel auf sein junges Gesicht, die Augen aber lagen im Schatten, wie die schwarzen Augenhöhlen eines Totenkopfes. »Wenn der Italiener die Nachricht verstehen soll, muss der Kopf ab. Verdammt nochmal, Kleiner.« Er schnaubte verächtlich. »Wie soll er denn zum Teufel nochmal wissen, wen wir abgeknallt haben, wenn wir ihm nur den Schwanz schicken?«

Seine weißen Zähne blitzten, als er lachte, und das grobe Gelächter hallte von den Wellblechwänden wider.

Die Staatsanwaltschaft

Staatsanwalt Hans Vadlund hatte die Reste der Torte vom Wochenende mit ins Büro gebracht. Am Samstag hatte er ein Fest gegeben und abends noch in einem Lokal gefeiert. Noch nie in seinem Leben hatte er so viele Geschenke ausgepackt – nicht einmal als Kind. Der fünfzigste Geburtstag war nicht annähernd so schlimm gewesen wie er befürchtet hatte. Vor allem im Vergleich dazu, wie er sich vor seinem vierzigsten Geburtstag benommen hatte, was ihn damals beinahe seine Ehe gekostet hätte. Diesmal war er weder fremdgegangen noch hatte er seiner Frau vorgeworfen, dass sein Leben nicht so verlaufen war, wie er es sich vorgestellt hatte. Eigentlich war er jetzt sogar ganz zufrieden mit dem, was er erreicht hatte. Er hatte sich damit abgefunden, dass er vermutlich niemals eigene Kinder haben würde und dass er wohl auch nicht für die Karriere im Rechtswesen geeignet war, die er immer angestrebt hatte. Ein leises Lächeln umspielte seine Lippen, als er

seine Kollegen dabei beobachtete, wie sie sich die Mokkator- te schmecken ließen. Für einen Montagvormittag waren die Juristen in der Staatsanwaltschaft ungewöhnlich ausgelassen und gut gelaunt.

Vor Vadlund auf dem Tisch lagen Geschenkpapier und Seidenbänder, die er von den Geschenken der Kollegen abgerissen hatte. Von den jüngeren Mitarbeitern hatte er eine gute Flasche alten Whisky bekommen, die älteren hatten für einen Humidor, einen hölzernen Behälter für Zigarren, zusammengelegt. Jetzt war nur noch ein kleines Geschenk übrig. Es war in lilafarbenes Glanzpapier gewickelt, und unter dem silbernen Geschenkband steckte ein Briefumschlag mit seinem Namen. Während er ihn herauszog, betrachtete er die feine Gesellschaft vor sich. Mit so viel Aufmerksamkeit hatte er tatsächlich nicht gerechnet. Ehrlich gesagt war er nicht gerade der Beliebteste unter den Staatsanwälten in der Anwaltskammer, und Hans Vadlund gab zu, dass er sich inzwischen auch damit abgefunden hatte. Er richtete seine Aufmerksamkeit wieder auf den Briefumschlag. Die Schrift kam ihm nicht bekannt vor, aber sie hatte etwas Weibliches. Vorsichtig zog er die Karte heraus.

»Nicht vor Zeugen öffnen« stand darauf – das war alles.

Hans Vadlund lächelte still in sich hinein und suchte Lotta's Blick. Sie stand am Kaffeeautomaten und redete mit ein paar anderen Sekretärinnen. Sie trug das blonde Haar jetzt kurzgeschnitten, und ihr Wickelkleid kaschierte weder ihre Oberweite noch den wachsenden Bauch. Er erinnerte sich daran, wie gut sie duftete. Eigentlich versuchte er, nicht mehr an sie zu denken, aber ab und zu kamen doch die Erinnerungen an früher wieder hoch. Lotta war jetzt fünfunddreißig, verheiratet und mit ihrem zweiten Kind schwanger, aber vor zehn Jahren hatte die neu angestellte Sekretärin ausgesehen

wie die Unschuld selbst. Sie hatte zu ihm aufgesehen und ihm sein Selbstwertgefühl zurückgegeben. Ganz anders als Gunilla. Sieben Jahre lang hatten sie vergeblich versucht, ein Kind zu bekommen. Das hatte ihre Beziehung so belastet, dass ihm irgendwann jede Ausrede recht gewesen war, um nicht zu ihr nachhause kommen zu müssen. Sie waren dem Eisprung mit Thermometer und Urinstäbchen hinterhergerannt, und am Ende hatte der Sex mit Gunilla absolut nichts mehr mit Lust oder Spontaneität zu tun gehabt.

Lotta drehte sich jedoch nicht zu ihm um, sondern unterhielt sich weiter, die Kaffeetasse in beiden Händen. Tatsächlich hatten sie in den letzten Jahren keinen engeren Kontakt mehr gehabt. Warum sollte sie also zu seinem fünfzigsten Geburtstag plötzlich ein Geschenk für ihn kaufen? Vorsichtig schüttelte er das Paket. Es war leicht, und nichts war zu hören. Entgegen der Empfehlung auf der Karte löste er das silberne Geschenkband auf seinen Knien, damit ihm niemand zusehen konnte. Plötzlich fühlte er sich wieder wie ein Kind. Schnell zog er das Band vom Paket, wickelte es aus und knüllte das Papier zu einem kleinen Ball zusammen. Die weiße Schachtel sah aus wie eine Schmuckschatulle, und erwartungsvoll hob er den Deckel ein wenig an. Er sah noch einmal kurz zu Lotta hinüber, die sich gerade zu ihm umdrehte. Sie lächelte und zwinkerte ihm zu. Er lächelte noch immer, als er den Inhalt der Schachtel sah, aber im nächsten Moment versteinerte er. Alles Blut wich aus seinem Gesicht, und das Gemurmel um ihn herum wurde zu einem fernen Raunen. Er hatte das Gefühl als würde ihm das Trommelfell platzen, und alles verschwamm vor seinen Augen. Der Kaffee, den er gerade getrunken hatte, stieß ihm sauer auf, und er musste fest schlucken, um sich nicht auf den Tisch zu übergeben. Als er versuchte, die Schachtel wieder zu schließen, fiel ihm der

Deckel aus der Hand. Er versuchte ihn vom Boden aufheben, aber seine Hände wollten ihm nicht gehorchen. Stattdessen stieß er die Whiskeyflasche um und hätte, als er hektisch aufstand, beinahe die Kaffeetasse mit sich gerissen. Der Deckel der Schachtel war genau unter den Tisch gerollt, und als er sich gerade hinknien wollte, um ihn aufzuheben, hörte er auf einmal eine Stimme, die sich von dem Hintergrundrauschen abhob.

»Suchen Sie das hier?«

Es war Linda Skog, die ihm den Deckel entgegenhielt. Sie war um die dreißig und arbeitete als Elternzeitvertretung. Sie lächelte freundlich.

»Meine Güte, Sie sind ja ganz bleich!«, bemerkte sie. »Ist alles in Ordnung?«

Hans Vadlund nickte und zwang sich zu einem Lächeln, brachte aber kein Wort heraus. Am liebsten hätte er geschrien. Er riss ihr den Deckel aus der Hand und verschloss die Schachtel so schnell wie möglich wieder damit. Vorsichtig tupfte er sich die Schweißperlen von der Oberlippe und versuchte aufzustehen. Er musste hier raus. Neben ihm standen ein paar Kollegen im Anzug und sahen neugierig zu ihm hin, als er sich erhob. Seine Beine fühlten sich unendlich schwer an, und er musste sich gegen die Wand stützen, um nicht umzufallen. Die weiße Schachtel in der einen Hand, die andere Hand an die Wand gestützt, stand er schließlich vor seinen dunkel gekleideten Kollegen.

»Wollen Sie uns schon verlassen?«, fragte einer der Herren und hob die Kaffeetasse zum Toast.

»Ich muss«, fing Hans an, brach dann aber ab. Er konnte nicht sprechen. Es war, als hätten seine Zunge und die Lippen vergessen, wie man Worte formte.

Mit einem dämlichen Grinsen im Gesicht drängte er sich

an den Männern vorbei und schob die Tür zum Flur auf. Bis zur nächsten Toilette waren es nur zehn Meter, aber es kam ihm vor wie zehn Kilometer. Seine Knie waren butterweich, und er musste sich immer wieder an der Wand abstützen.

Als er die Toilette endlich erreicht hatte, verschloss er atemlos die Tür hinter sich und sank dann auf dem gekachelten Boden zusammen. Im nächsten Moment übergab er sich ins Waschbecken. Er drehte den Wasserhahn auf und wischte sich Schleim und Kaffeereste vom Kinn.

Was geschah hier?, dachte er und zog mit zitternden Händen die Schachtel aus der Anzugtasche. Obwohl er eigentlich schon genug gesehen hatte, zwang er sich dazu, noch einmal die Schachtel zu öffnen um sicherzugehen, dass er sich wirklich nicht geirrt hatte. Aber das war kein Scherz – keine Attrappe. Auf einer zu einem Kissen zusammengeknüllten Plastikfolie lag ein abgeschnittener Finger. Ein Finger mit einem Ring. Sofort hatte Hans erkannt, dass es sich um den Ehering seiner Frau handelte. Er hatte den Rubin selbst ausgewählt, noch an diesem Morgen hatte er ihn am Finger seiner Frau gesehen, als sie zusammen gefrühstückt hatten. Gunilla nahm den Ring niemals ab, noch nicht einmal beim Backen.

Eine neue Welle der Übelkeit überkam ihn, er würgte und hielt sich am Rand der Toilettenschüssel fest, aber sein Magen war leer. Mühsam richtete er sich auf und suchte seinen Blick im Spiegel. Er stützte sich auf das Waschbecken und lehnte sich seinem Spiegelbild entgegen. Apathisch leere und gerötete Augen starrten zurück.

Ein schriller Klingelton ließ ihn zusammenfahren und riss ihn aus seinem dämmrigen Schockzustand. Natürlich musste er sofort versuchen, Gunilla zu erreichen. Da er die Nummer des eingehenden Anrufes nicht kannte, drückte er ihn weg und wählte die Nummer von zuhause. Ungeduldig ließ er es

klingseln – sie war nicht da. Genau in dem Moment, als er aufgeben und es stattdessen auf ihrem Handy versuchen wollte, bekam er eine SMS. Offensichtlich kam sie von der Nummer, die er gerade weggedrückt hatte. Das Display zeigte nur die ersten Worten an: *Neun Finger übrig*. Sein Puls fing wieder an zu rasen, und er spürte, wie seine Hände bebten, als er die Nachricht öffnete:

Neun Finger übrig. Gehen Sie das nächste Mal ran, wenn das Telefon klingelt. Sonst bekommen Sie die ganze Hand geschenkt.

Hans Vadlund stopfte das Handy in die Tasche und rückte sein Jackett zurecht, ehe er die Tür aufsperrte. Er musste es nur bis in sein Büro schaffen und dann von dort aus die Polizei anrufen, dann würde alles gut werden, redete er sich ein. Mit raschen Schritten ging er Richtung Arbeitszimmer, das am Ende des Ganges lag, aber auf halbem Weg klingelte sein Handy wieder. Dieselbe Nummer. Beim fünften Klingeln trat er über die Schwelle seines Arbeitszimmers, schloss die Tür und nahm ab.

»Vadlund.«

»Das wurde aber verdammt noch mal Zeit«, brüllte eine tiefe Männerstimme am anderen Ende. Ein leichter Akzent deutete Richtung Balkan.

»Was wollen Sie?«, fragte Vadlund so selbstsicher wie möglich.

»Sie wissen, was ich will«, erwiderte der Mann, jetzt bedeutend ruhiger. »Keine Anklage. Lassen Sie die verdamnte Anklage fallen.«

Hans Vadlund war zum Schreibtisch gegangen und hielt nun den Hörer seines Telefonapparates in der einen Hand, mit der anderen umklammerte er krampfhaft sein Handy. Er wusste, dass der Sicherheitsdienst alle Gespräche mithörte und dass man dort wahrscheinlich die Situation schon nach

einem kurzen Ausschnitt aus seinem Telefonat begreifen würde. Dann aber sah er Gunilla vor sich – gefesselt und mit angstvollen Augen. Das Blut an ihrer linken Hand.

»So läuft das nicht«, stammelte Hans. Panik stieg in ihm auf, und er spürte, wie das Blut in seinen Schläfen pulsierte. »Alle erwarten, dass ich Anklage erhebe.«

»Wie viele Finger muss ich Ihnen noch schicken, damit Sie verstehen?« Die Stimme war noch immer ruhig.

Verdammt, er war es wirklich. Offensichtlich hatte der Freiheitsentzug nichts genutzt. Erst letzten Montag hatte Vadlund selbst seine Festnahme gefordert und hatte außerdem dafür gesorgt, dass er auf keinem Weg mit seiner Umwelt in Kontakt treten durfte. Trotzdem hätte er schwören können, dass die Stimme am anderen Ende der Leitung seine war.

»Zwei? Drei?«

»Keine Anklage«, sagte Vadlund leise. Seine Lippen, die vor ein paar Minuten noch nicht einmal das einfachste Wort hatten formen können, schienen ihm auf einmal nicht mehr zu gehorchen – als gehörten sie jemand anderem.

»Entschuldigung, wie war das?«, fragte die dunkle Stimme höflich.

»Es wird keine Anklage geben. Ich lasse die Sache fallen – aber lassen Sie meine Frau frei.«

»Ich wusste ja, dass Sie ein kluger Junge sind«, sagte der Mann am anderen Ende und schnaubte. Es klang, als ob er lachte. »Und übrigens ...« Er machte eine kurze Pause. Vadlund musste schlucken. Das Pochen in seinen Schläfen war inzwischen zu einem rasenden Kopfschmerz geworden, und er musste das Handy fest an sein Ohr drücken, um etwas verstehen zu können.

»Sollten Sie Ihre Meinung eines schönen Tages ändern, werde ich Ihnen den Kopf schicken.«

Dann wurde es still in der Leitung. Vadlund blieb vor dem Schreibtisch stehen und lauschte. Aber der Mann am anderen Ende hatte aufgelegt, und alles, was er hörte, waren sein eigener Atem und sein rasender Herzschlag.

Der Spielplatz

Wie ein knallbunter Tausendfüßler näherte sich die knapp zehn Meter lange Reihe von Kindergartenkindern dem Märchenspielplatz. Die wenigen hundert Meter hierher waren eine aufregende Reise gewesen – vor allem für die beiden Begleiterinnen, die versuchten, die Kinderschar beisammenzuhalten. Auf zweiundzwanzig Kinder im Alter zwischen drei und fünf Jahren aufzupassen war keine einfache Aufgabe. Am Morgen hatten sich außerdem zwei der fest angestellten Erzieherinnen krank gemeldet, und man hatte keinen Ersatz organisieren können. Zu allem Überfluss arbeitete Jasmin erst seit Weihnachten in der Kindertagesstätte, und Agnes war eigentlich Praktikantin. Allein die Kinder in ihre Schneeanzüge zu stecken und ihnen die Winterstiefel anzuziehen war eine Herausforderung gewesen.

Das Thermometer zeigte Plusgrade an, aber Schaukel und Klettergerüst waren dennoch von einer dünnen Schneeschicht bedeckt. Es war erst halb zehn Uhr vormittags, und sie waren an diesem Tag die ersten Besucher auf dem beliebten Spielplatz. Eine halbe Stunde später würde es sicher schon anders aussehen. Normalerweise parkten immer unzählige Kinderwagen vor dem Zaun, und auf den Rutschen, Schaukeln und künstlichen Hügeln spielten Kinder aus der ganzen Stadt. Schwer bepackte Mütter in Elternzeit und Tagesmütter würden sich bald auf den kalten Sitzbänken am Zaun drängen, bislang aber war der Spielplatz noch leer.

Ehe sie vom Kindergarten losgegangen waren, hatte jedes Kind eine knallgelbe Armbinde bekommen, und die Erzieherinnen überprüften nun, dass sie alle noch vorhanden waren, ehe sie das Gatter öffneten. Kreischend rannten die Kinder zu den Sandkästen, und der vierundvierzigbeinige Tausendfüßler löste sich wie von Zauberhand auf. Jasmin und Agnes warfen sich einen bedeutungsvollen Blick zu und seufzten tief.

Drei Minuten später mussten sie bereits einen Jungen trösten, der auf der nassen Gummiunterlage ausgerutscht war, sie hatten einige Schniefnasen geputzt und einem Mädchen geholfen, das mit seinen Handschuhen in der Eimerzugkette hängen geblieben war. Eine Viertelstunde später hatte der Spielplatz sich mit den Kindern einer nahe gelegenen Vorschule gefüllt, und allmählich tauchten auch vereinzelt Mütter und Väter mit ihren Kinderwagen auf.

Wenn die Kindergartengruppe rechtzeitig zum Mittagessen zurück sein wollte, konnten sie nicht länger als eine knappe Stunde auf dem Spielplatz bleiben. Ohnehin war es inzwischen zu voll, und Jasmin hatte wohl recht, als sie zu ihrer jüngeren Kollegin sagte, dass der Rückweg deutlich länger dauern würde als der Hinweg. Während Agnes am Zaun stand und die Kinder abzählte, lief Jasmin zwischen den Klettergerüsten herum und sammelte alle Kinder mit gelben Armbinden ein.

»Einundzwanzig«, sagte Agnes und lächelte Jasmin abwartend an.

»Ach«, entgegnete Jasmin und wandte sich wieder zu den Spielgeräten um. Ihre Wangen waren gerötet, und die Haare, die unter der Mütze hervorschauten, klebten ihr im Gesicht. Sie ließ den Blick über die kleinen Wildfänge wandern, die kreuz und quer über den Spielplatz tobten. Keiner von ihnen trug eine Armbinde.

»Da«, rief Agnes plötzlich. Sie deutete auf ein Mädchen

in einem knallrosa Schneeanzug mit weißen Handschuhen und weißer Mütze, um die das gelbe Klettband gewickelt war. Jasmin sah gerade noch, wie das Mädchen in der Rutsche verschwand und lief sofort los. Mit einem Freudenschrei schoss das rosa Bündel unten aus der Röhre heraus und landete im vereisten Sand. Als Jasmin dort ankam, drehte sich das Mädchen gerade um und kam auf sie zugerannt. Doch die schnellen Beinchen liefen an ihr vorbei, und Jasmin konnte das Mädchen gerade noch festhalten, ehe es wieder im Gewimmel verschwand. Da hatte sie allerdings bereits erkannt, dass das Mädchen mit der weißen Mütze nicht in ihrer Gruppe war. Sie hatte es noch nie zuvor gesehen.

»Wo hast du das hier gefunden?«, fragte Jasmin, nachdem sie das Mädchen zum Stehenbleiben gebracht und das Band von der Mütze entfernt hatte.

»Lass mich los!« Die hohe Stimme klang außer sich vor Angst.

Eine Frau in einem dunkelbraunen Pelzmantel erhob sich von einer Bank am Zaun und kam mit festem Schritt auf Jasmin zu.

»Was machen Sie mit meiner Tochter?«, schrie sie mit schriller Stimme.

Jasmin ließ den Ärmel des Schneeanzugs los und hielt der Frau das gelbe Band vor die Nase.

»Wir suchen ein Kind aus unserer Gruppe«, versuchte sie zu erklären.

Aber die dick eingemummte Frau schüttelte nur den Kopf und zog ihre Tochter hinter sich her.

»Dann lassen Sie verdammt noch mal mein Kind in Ruhe«, schimpfte sie im Weggehen.

Jasmin blieb stehen und versuchte die einzelnen Spielstationen abzusuchen, aber die Kinder rannten kreuz und quer

zwischen den Schaukeln, Rutschröhren, Sandkästen und Klettergerüsten umher. Das Geschrei, das sie dabei machten, klang für Jasmin mittlerweile nicht mehr fröhlich. Jedes Geräusch, das sie von sich gaben, glich eher einem verzweifelten Hilferuf. Mit wenigen, schnellen Schritten stieg Jasmin auf einen der künstlichen Grashügel und spähte über die wintergrünen Hecken, die den Spielplatz umgaben. Die Kinder, die bei Agnes standen, stießen verzückte Schreie aus und rannten ihr aufgeregt entgegen. Sie hielten das Ganze für ein Spiel. Von oben sah Jasmin alle Kinder, die zusammen mit einem Erwachsenen den Spielplatz verließen. Einige gingen an der Hand, andere machten eher den Eindruck, als würden sie weggezogen. Als die ersten Fünfjährigen bei Jasmin ankamen, ging ihr auf, was passiert war, und sie brach in Tränen aus. Sie hatte soeben ein Kind verloren.

Kapitel 1

Mittwoch, 21. März 2012

Gunvor Palmquist nahm das Paket unter den Arm und ging zu ihrem Schreibtisch. Zu ihren Aufgaben als Sekretärin gehörte es, Post und Lieferungen entgegenzunehmen, zu öffnen und alle Dokumente abzuheften. Das Paket war groß genug, dass ein Fußball hineingepasst hätte, aber es war deutlich schwerer. Bücher, war ihr erster Gedanke gewesen, als sie dem Boten die Quittung unterschrieben hatte. Der junge Mann hatte einen engen roten Overall mit dem Firmenzeichen auf der Brust getragen, das dunkle Haar ordentlich gescheitelt, sodass man angesichts des wütenden Sturmes, der draußen tobte, ausschließen konnte, dass er mit dem Fahrrad unterwegs war. Es war ein harter Winter gewesen, und der Frühling ließ noch auf sich warten.

Auf ihrem Schreibtisch schnitt Gunvor das dicke Klebeband auf, mit dem das Paket verpackt war, und klappte den Deckel auf. Den Gestank bemerkte sie erst, als sie an der schwarzen Plastiktüte herumnestelte, die unter dem Deckel zum Vorschein gekommen war. Ein scharfer, muffiger, intensiver Geruch. Manch einer hätte es vielleicht nur als vage unangenehmen Gestank wahrgenommen, aber für die Sekretärin bestand kein Zweifel: Nach beinahe dreißig Jahren in der Pathologie hatte sie unfreiwillig den Geruch menschlicher Verwesung kennen gelernt. Normalerweise funktionierte die Lüftung so gut, dass man im Büro nicht von irgendwelchen Gerüchen aus dem Obduktionssaal belästigt wurde, aber

manchmal fielen die Ventilatoren aus, und dann verbreitete sich der unverkennbare Gestank auch im Obergeschoss.

Obwohl sich ihr Magen schon zusammenkrampfte, machten sich Gunvors Finger weiter an der Plastiktüte zu schaffen. Sie schienen ihr nicht mehr zu gehorchen – sie konnte nicht aufhören. Ihre Hände bebten, als sie einen Blick in die Tüte warf, die sie inzwischen als Müllsack erkannt hatte. Daraus ragte eine weitere Plastiktüte hervor, diesmal durchsichtig. Beim bloßen Anblick des Inhalts schnappte die Sekretärin nach Luft und stolperte ein paar Schritte nach hinten. Sie konnte grünliche, aufgedunsene Haut erkennen, Haare, ein Ohr.

Was sie soeben quittiert, in Empfang genommen und unter dem Arm getragen hatte, war ein menschlicher Kopf.

Noch 157 Tage

Josephine sah sich in dem kleinen Wartezimmer mit den apricotfarbenen Wänden um und versuchte den mitleidigen Blicken der Polizistin auszuweichen. Sie wollte kein Mitleid, von niemandem. Eigentlich wusste sie gar nicht recht, warum sie schon wieder hier saß und auf die Untersuchung wartete. Immerhin schon zum dritten Mal innerhalb von zwei Jahren. Warum sollte es diesmal anders verlaufen?

Hinter der Tür hörte sie, wie jemand Vorbereitungen traf: Eine Tasche wurde geöffnet, dann das vertraute Klicken einer Kamera. Beim ersten Mal hatte sie ein ernster älterer Mann mit Schnurrbart untersucht, der dabei unablässig in sein Diktiergerät nuschelte und offensichtlich große Probleme hatte, die komplizierte Kamera zu bedienen. Der zweite Arzt war deutlich jünger gewesen, keine dreißig nach ihrer Einschätzung. Ständig hatte er sich durch das aschblonde Haar

gestrichen, während er nervös herumhantierte und ihre Verletzungen fotografierte. Josephine erinnerte sich, dass Bojan sie damals ins Gesicht geschlagen hatte. Normalerweise vermied er es, sie im Gesicht zu treffen und zielte lieber auf ihren Bauch oder würgte sie. Auch ihre Kopfhaut hatte schon sehr gelitten. Manchmal schlug er sie mit dem Griff von einem seiner vielen Messer mitten auf die Stirn. Oder er riss an ihren Haaren, weil er fand, dass sie mit ihrer Frisur wie eine Hure aussah. Dass sie sich die Haare auf seinen Wunsch hin hatte bleichen lassen, schien er vergessen zu haben. Aber am allerschlimmsten waren trotz allem die Drohungen. Bojan hatte ihr schon oft in den schillerndsten Farben ausgemalt, was er alles mit ihr anstellen würde, falls sie ihn eines Tages verraten sollte. Josephine wusste, dass das keine leeren Drohungen waren. Ihr war absolut klar, wozu ihr Mann fähig war.

Gedankenverloren streckte Josephine die Hand nach einem Einrichtungsmagazin aus, das vor ihr auf dem Tischchen lag, und plötzlich wurde ihr wieder bewusst, warum sie hier saß. Ein stechender Schmerz fuhr ihr in die Seite – trotzdem lächelte sie die Polizistin, die neben ihr saß, verlegen an. Sie wusste selbst nicht, warum sie das tat. Es war ja nicht ihre Schuld, dass ihr Mann ihr eine Rippe gebrochen hatte. Sie hatte versucht, mit den Armen ihren Kopf vor seinen Tritten zu schützen, stattdessen hatte er sie dann am Oberkörper erwischt.

Zerstreut blätterte sie in der zerlesenen Zeitschrift und bemerkte schließlich, dass diese beinahe zehn Jahre alt war. Tapeten mit unterschiedlichen Motiven schienen damals der neueste Trend gewesen zu sein, und in der Küche war ausschließlich Eichenholz angesagt. Josephine musste daran denken, wie sie als widerspenstige Neunzehnjährige an ihren Eltern herumgörgelt hatte, weil sie die Küche nicht reno-

vieren ließen. Sie hatte damals die letzte Jahrgangsstufe des Gymnasiums besucht und gerade den ein paar Jahre älteren Bojan kennen gelernt. Während die Jungen aus ihrem Jahrgang Computerspiele spielten und sich immer noch auf dem Schulhof prügeln, fuhr Bojan einen BMW und lud sie zu Champagner ein. Damals wohnte er noch in bescheidenen Verhältnissen. Seine Wohnung lag in einem Vorort, in dem viele Ausländer wohnten, und sah aus wie eine typische Junggesellenbude, mit einem teuren Fernseher, einer Stereoanlage und einer Getränkebar im Zimmer. Josephines Eltern hatten weder Geld noch Sinn für Einrichtung, und sie wollte nicht, dass Bojan sah, in welchen Verhältnissen sie wohnte. Inzwischen schämte sie sich für ihre herablassenden Bemerkungen über die alte Küche mit den abgegriffenen braunen Schranktüren und dem gemusterten Teppichboden. Schließlich hatte sie dort mit ihren Eltern und dem kleinen Bruder zusammengesessen – was konnte es Besseres geben?

Mit Philip, der inzwischen als Anästhesist arbeitete, telefonierte sie noch ab und zu, aber ihre Mutter hatte sie in den letzten sechs Jahren nur einmal getroffen. Damals hatte sie den Kontakt zu ihren Eltern abgebrochen. Welche andere Wahl hatte sie denn gehabt? Ihre Eltern hatten sie immer wieder zu überreden versucht, sich von Bojan zu trennen. Sie hatten sich geweigert einzusehen, dass ihre Tochter inzwischen erwachsen war und ihre eigenen Entscheidungen traf, und sie hatte sich für ein Leben mit ihm entschieden. Dass er in irgendeiner Weise kriminell war, hatte sie natürlich sehr bald bemerkt, aber anfangs war sie davon eher beeindruckt gewesen. Durch seine krummen Geschäfte konnte er ihr ein Leben bieten, von dem sie vorher nur hatte träumen können, und in den ersten Jahren hatte er sie wie eine Prinzessin behandelt. Sie waren zusammen in eine schicke

Wohnung mitten in der Stadt gezogen, konnten sich teure Kleidung und Schmuck leisten und hatten Wochenendreisen unternommen. Sie wusste noch, dass sie sich damals wie Julia Roberts in »Pretty Woman« gefühlt hatte – bis auf das Thema Prostitution natürlich.

Aber als Bojan und Goran ihre Machenschaften ausweiteten, veränderte sich Bojans Verhalten. Die beiden hatten sich von Hehlerei auf Drogenhandel verlegt. Sie waren überzeugt, dass dabei am meisten herauszuholen war, und in dem Punkt sollten sie recht behalten. Natürlich hatten die anderen Drogenbosse nicht einfach zugesehen, wie Bojan und Goran sich in ihren Markt zu drängen versuchten. Um die Brüder einzuschüchtern, hatten sie einen Auftragskiller zu Bojans Wohnung geschickt. Aber die Simics waren nicht dumm. Sie hatten diesen Zug ihrer Gegenspieler vorausgesehen und waren auf den Angriff gefasst gewesen. Inspiriert von gewissen Gangstern aus der Filmwelt hatten sie den Mann, eingerollt in einen Teppich und mit einer Kugel im Kopf, zurückgeschickt. Josephine hatte den Schuss selbst gehört. Die Botschaft war angekommen, und der Mann, der die Warnung geschickt hatte, schien die neuen Mitspieler zu akzeptieren. Aber seit diesem Tag lebten sie alle immerzu in der Angst vor einem möglichen Vergeltungsschlag des Italieners. Sie nannten ihn den Italiener, obwohl er nach Gorans Aussage eher der »Zigeuner« hätte heißen sollen. Sein italienisch anmutender Nachname und sein ausgesuchter Kleidungsstil hatten ihm in der Unterwelt diesen angeseheneren Spitznamen eingebracht. Bojan machte oft Witze darüber, dass der Italiener in Wirklichkeit nur eine Erfindung sei, aber Josephine spürte unter der Häme seine Angst. Angst, unter der sie und Gorans Freundin Jasna leiden mussten. Sobald eine größere Sache im Gange war, wurde ihnen befohlen, zuhause zu bleiben – ein

Hausarrest, der sich im schlimmsten Fall auch über Wochen ziehen konnte.

»Kommen Sie bitte herein.«

Eine kleine Frau um die vierzig steckte den Kopf zur Tür des kleinen Wartezimmers herein und riss Josephine aus ihren Gedanken. Die Frau hatte dunkle Haare und sah sie freundlich an.

»Ich heiße Ella Andersson und bin Gerichtsmedizinerin.«

Josephine und die Polizistin stellten sich vor und folgten der Frau in das angrenzende Behandlungszimmer. Die Ärztin trug enge schwarze Hosen und einen dünnen grünen Wollpullover – keinen weißen Mantel. Nachdem sie den Dienstausweis der Polizistin überprüft hatte, setzte sie sich und sah Josephine ernst an.

»Wie ich gehört habe, sind Sie nicht zum ersten Mal hier.«

Josephine nickte, während sie an ihrer Rolex herumspielte und sich umsah. Die blickdichte Fensterscheibe zeigte zum Parkplatz hinaus, auf dem der Streifenwagen stand. Ob Bojan es wohl wagen würde, einen Schuss auf das Gebäude abzufeuern, um ihr einen Schreck einzujagen?

»Das ist Panzerglas«, erklärte die Ärztin, als ob sie Josephines Gedanken gelesen hätte. »Sie wissen ja bereits, worum es geht, also wollen wir die Sache möglichst schnell hinter uns bringen.«

Ihre Stimme klang sachlich und freundlich.

»Die Untersuchung ist selbstverständlich ganz freiwillig, ich möchte aber darauf hinweisen, dass eine komplette körperliche Untersuchung besser ist als eine halbe.«

Mit diesen Worten griff die Ärztin nach einem kleinen Plastiklineal und einem Diktiergerät. Sie fing beim Haaranfang an und arbeitete sich systematisch nach unten durch – Körperteil für Körperteil. Vorsichtig hob und drehte sie Jo-

sephines Arme, um die Verletzungen zu untersuchen und zu fotografieren. In ihrer Art lag etwas Vertrauenerweckendes: Sie begegnete ihr respektvoll, aber ohne Mitleid. Josephine fasste neuen Mut. Sie war kein Opfer. Sie hatte sich Bojan selbst ausgesucht – und nur sie selbst konnte sich von ihm trennen.

Bei den vorherigen Untersuchungen hatte sie stets ihre Brust bedeckt und sich für die Silikonimplantate geschämt, weil sie befürchtete, die Gerichtsmediziner könnten sich deswegen voreilig ein falsches Bild von ihr machen. Diesmal war es anders. Sie zog ihre Bluse aus und öffnete den BH, als ihr Oberkörper untersucht werden sollte. Wenn dort ein Bluterguss war, dann sollte er verdammt noch mal mit ins Protokoll, dachte Josephine und ließ ihre Gedanken wandern, während die Ärztin ihre Untersuchung fortsetzte. Sie hatte noch immer ihren Pass. Wenn sie die Rolex verkaufte, hätte sie genug Geld für ein Flugticket irgendwohin, weit weg. Sie konnte ihr Aussehen verändern und einfach verschwinden.

Mittwoch, 21. März 2012

Gunvor Palmquist hatte schon im rechtsmedizinischen Institut gearbeitet, noch bevor die staatliche Behörde 1991 ihren aktuellen Namen bekam. In sechszwanzig Jahren Staatsdienst hatte sie mehr als genug von dem Elend gesehen, mit dem man es dort zu tun bekam. Natürlich waren ihre Aufgaben rein verwaltungstechnischer Art, aber deswegen war ihr ein ungeschönter Einblick in die Welt, mit der sich ihre Kollegen ein Stockwerk tiefer Tag für Tag befassten, nicht erspart geblieben. Gunvor war es also gewohnt, mit dem Tod umzugehen, aber noch nie zuvor war er direkt auf ihrem Schreibtisch gelandet – jedenfalls nicht so unmittelbar.

Sie starrte auf das Paket vor sich. Der strenge Geruch breitete sich schnell im ganzen Stockwerk aus, und noch ehe sie etwas tun konnte, kam schon der forensische Ermittler Jens aus seinem angrenzenden Büro.

»Was stinkt hier denn so?«, fragte er und rümpfte die Nase.

Als er die sonst so taffe Gunvor mit der Hand vor dem Mund und weit aufgerissenen Augen dastehen sah, lief er schnell zu ihr. Das Paket bemerkte er erst, als er ihr tröstend die Hand auf die Schulter legen wollte. Natürlich schickte die Polizei ab und zu organisches Material, das man in einem Graben oder einem Gewässer gefunden hatte, um feststellen zu lassen, ob es sich um menschliche Überreste handelte. Eine solche Lieferung landete allerdings nicht im Büro. Das höchste der Gefühle waren vielleicht mal trockene Knochenteile, aber niemals Innereien, und darum handelte es sich ja in den meisten Fällen von Obduktionsanfragen. Oft stellte sich der Fund als Organ von einem Schwein oder Wildtier heraus, doch in diesem Fall schien es anders zu sein. Der Gestank war unerträglich, und Gunvors bleiches Gesicht und ihre weit aufgerissenen Augen machten Jens beinahe schon Angst. Als er sich vorbeugte um einen Blick in den offenen Karton zu werfen, fand Gunvor ihre Fassung wieder und packte ihn am Arm.

»Lassen Sie das lieber«, sagte sie und schluckte angestrengt.

Jens sah sie verwundert an und zuckte dann verlegen mit den Schultern. Mit versteinertem Blick nahm sie einen Stift und schloss damit vorsichtig den Deckel des Kartons. Dann richtete sie sich auf und begegnete Jens' fragendem Blick.

»Wer von den Ärzten hat heute Dienst?«, fragte sie gefasst.

»Ingrid Fors und Kauffman obduzieren«, antwortete er in ebenso sachlichem Ton, »und Simon hat Notdienst. Ella und Gerarldsson habe ich noch nicht gesehen.«

Gunvor nickte geduldig, hob den Telefonhörer und gab ohne zu zögern eine interne Rufnummer ein.

»Guten Morgen, Simon. Ja, danke, mir geht es gut«, sagte sie und lächelte Jens, der ihr immer noch gegenüberstand, diskret an. »Ich brauche Ihre Hilfe bei einer dringlichen Sache hier im Sekretariat.« Sie schwieg einen Augenblick. »Ja, das wäre gut«, sagte sie dann kurz und beendete das Gespräch.

»Vielleicht kann Simon das Paket mit nach unten nehmen, um es sich genauer anzuschauen«, schlug Jens vor und hielt sich die Nase zu. Sie konnten bereits Simons eilige Schritte weiter hinten auf dem Flur hören.

»Das ist sicherlich eine gute Idee.« Gunvors Hände zitterten immer noch.

Noch 156 Tage

Obwohl sie es eigentlich besser wusste, schloss Ella Anderson für einen kurzen Moment die Augen und wartete auf das brennende Gefühl unter den Lidern. In der letzten Nacht hatte sie kaum ein Auge zugetan, ehe sie beschlossen hatte, in das Institut zu fahren. Normalerweise arbeitete ein Gerichtsmediziner zu normalen Bürozeiten, Anlässe für gestörte Nachtruhe gab es nur selten. Natürlich kam es vereinzelt vor, dass die Polizei im Schichtdienst anrief, aber normalerweise brachte das Ellas Tagesrhythmus nicht ernsthaft durcheinander. Sie befasste sich nun schon über zehn Jahre mit gewaltsamen Todesfällen, und es bedurfte weit mehr als eines aufgeregten Kommissars mit einem Verdachtsfall auf Mord, um sie aus der Ruhe zu bringen. Diesmal aber war alles anders. Sie wurde die Gedanken, die sie in der Nacht verfolgt hatten, einfach nicht los. Als sie nun am Schreibtisch saß, fielen ihr immer wieder die Augen zu, und sie glitt in eine Art

Dämmerzustand. Sie versuchte sich wach zu halten, aber ihre Gedanken drifteten ab, und ihr Bewusstsein schwamm in einem dunklen Nebel.

Als sie schließlich die Kontrolle über ihre Muskeln verlor, glitt die leere Kaffeetasse, die sie in der Hand hielt, auf den Boden, wo sie laut klirrend zersprang. Mit einem Schlag war Ella wieder hellwach. Sie fuhr zusammen und betrachtete die Scherben auf dem Boden. Die Porzellantasse hatte sie, wie beabsichtigt, tatsächlich vom Einschlafen abgehalten, aber Ella hatte nicht damit gerechnet, dass sie auf dem Plastikboden zu Bruch gehen würde. Wie an vielen anderen staatlichen Arbeitsplätzen war der Boden mit hellem Linoleum verlegt und die Möbel aus Birkenholz gefertigt. Neutral, bescheiden und absolut nichtssagend.

Seufzend hockte Ella sich hin, sammelte die Scherben zusammen und warf sie in den überfüllten Papierkorb. Haufenweise waren dort heute früh zusammengeknüllte Papierbögen gelandet, denn Ella hatte eine Formulierung nach der anderen verworfen. Als Gerichtsmedizinerin schrieb sie jeden Tag lange Berichte und Gutachten über ihre Untersuchungsergebnisse. Ob sie eine Leiche obduzierte oder ein Opfer oder einen Tatverdächtigen untersuchte, es war ihre Aufgabe zu beurteilen, wie und wann es zu den beobachteten Verletzungen gekommen war. Sie suchte nach Blutergüssen, offenen Wunden und Hautabschürfungen, nicht jedoch, um sie zu behandeln. Vielmehr suchte sie nach Hinweisen, was die Verletzungen verursacht haben könnte. Das Ergebnis ihrer Analyse wurde dann in einem Gutachten zusammengefasst, das direkt an den Auftraggeber geschickt wurde – normalerweise die Polizei. Ella war also eine Sachverständige der Gerichtsbehörden. Davon war sie zumindest ausgegangen, als sie im zarten Alter von 27 Jahren zum ersten Mal einen Obduktionssaal betreten

hatte. Damals hatte sie noch geglaubt, zwischen richtig und falsch unterscheiden zu können, und sie war überzeugt davon gewesen, dass ihr ihre Objektivität niemals abhandenkäme.

An diesem frühen Morgen hatte Ella mehrere Stunden an einem Gutachten gearbeitet, das sich mit den Verletzungen einer jungen Frau befasste: Josephine Simic, 28 Jahre, blondierte Haare, Silikonbrüste und wachsamen Katzenaugen. Obwohl Ella schon oft vergleichbare Verletzungen gesehen hatte, war es ihr diesmal sehr schwer gefallen, dafür Worte zu finden, und jedes Mal, wenn sie die Seiten ausgedruckt und den Text noch einmal durchgelesen hatte, war ihr klar geworden, dass sie die Angelegenheit so nicht stehen lassen konnte. Also hatte sie nach immer komplizierteren Formulierungen gesucht, mit denen sie den eigentlichen Inhalt des Attests verschleiern konnte – um diese im nächsten Durchgang auch wieder zu verwerfen. Schließlich hatte sie alles gelöscht und noch einmal von vorne angefangen. Erst da waren ihr die Formulierungen eingefallen, nach denen sie gesucht hatte. Einfach, deutlich und das Wesentliche im Fokus.

Mühsam stand sie auf und musste einmal mehr feststellen, dass sie keine zwanzig mehr war. Zwar hatte sie keine Kinder, und für ihre vierzig Jahre war sie tatsächlich ziemlich gut in Form, aber nun schmerzten Nacken und Rücken. Sie versuchte regelmäßig Sport zu treiben, aber ihr war klar, dass sie viel früher damit hätte anfangen sollen. In Ellas Augen konnte es jetzt nur noch darum gehen, dem körperlichen Verfall Einhalt zu gebieten. Wäre sie genauso dünn wie ihre Mutter, wäre ihr das Alter vielleicht weniger bedrohlich erschienen. Die Schwerkraft nahm sich als Erstes die Kurven vor. Bald würde ihr Busen wohl auf Höhe des Nabels hängen, dachte sie und streckte den Rücken gerade.

Ella musterte das sauber geschriebene Gutachten, das auf

ihrem ungewöhnlich aufgeräumten Schreibtisch lag. Ihre Augen waren müde, aber innerlich fühlte sie sich befreit. Wie merkwürdig, dass dieser dünne Papierstoß vor ihr von so großer Bedeutung sein sollte. Gleichzeitig war auf diesen Bögen in gewisser Weise vieles zusammengefasst, für das sie stand. Vielleicht sagten sie sogar einiges über sie selbst als Person aus. Sie fasste neuen Mut.

Bereits am Vortag hatte Ella das Gutachten zum letzten Besuch der jungen Frau Simic im rechtsmedizinischen Institut gelesen. Auch damals war sie laut Polizeibericht von ihrem Mann misshandelt worden. Die Untersuchung damals hatte David durchgeführt, ein Assistenzarzt, der leider nicht mehr an ihrem Institut arbeitete. Ella erinnerte sich, dass der junge Kollege sie wegen einiger Befunde bei diesem Fall um Rat gefragt hatte, aber das Gutachten hatte dann einer der anderen Spezialisten zusammen mit dem Assistenzarzt unterschrieben. Ella hatte zwar ein hervorragendes Gedächtnis, aber natürlich konnte sie sich trotzdem nicht mehr an alle Untersuchungen und Konsultationen erinnern, an denen sie beteiligt gewesen war. Es waren einfach zu viele. An diesen Fall jedoch erinnerte sie sich. Leider waren Frauen, die von ihren Männern misshandelt wurden, keine Seltenheit, genauso wenig wie die Tatsache, dass die Tatverdächtigen ihrer Partnerin meist mit noch schlimmeren Folgen drohten, falls diese den Vorfall bei der Polizei anzeigen sollte. In diesem Fall hatte es leider gute Gründe gegeben, die Drohung des Täters ernst zu nehmen. Die junge Frau war mit niemand geringeren als Bojan Simic verheiratet – einer der beiden mysteriösen Brüder, die laut Polizei große Teile des Drogengeschäfts in der Stadt kontrollierten. Ihre Brutalität war berüchtigt, und vermutlich hatten sie dadurch auch mehrere der ansonsten lose organisierten Jugendbanden an sich binden können.

Vielleicht imponierte den jungen Bandenmitgliedern aber auch nur das Gangstergehalte der Brüder.

Obwohl die Polizei ihre Machenschaften mit großem Interesse beobachtete, hatte man Goran und seinen großen Bruder Bojan bisher nur wegen kleinerer Delikte verurteilen können. Laut Polizei hatte Bojan Simic in seinem aufwändig ausgestatteten Haus eine ansehnliche Messersammlung. Einmal hatte er eine dieser Kostbarkeiten in der Öffentlichkeit als Dolch getragen und wurde wegen Verstoßes gegen das Waffengesetz angeklagt. Dennoch war es der Polizei nicht gelungen, ihn oder seinen Bruder Goran eines der offenkundig schweren Verbrechen zu überführen, hinter denen man die Brüder als Drahtzieher vermutete. Ella hatte den Verdacht, dass sich hinter der Anfrage einer körperlichen Untersuchung, die im Februar 2010 an das rechtsmedizinische Institut gestellt worden war, weit mehr als Interesse am Schutz gefährdeter Frauen verbarg. Wenn Bojan Simic wegen schwerer Körperverletzung verurteilt worden wäre, hätte er mehrere Jahre hinter Gitter geschickt werden können. Auch wenn es ähnlich absurd gewesen wäre, Al Capone wegen Steuerhinterziehung einzusperren, wäre es doch immerhin eine empfindliche Strafe gewesen.

Aber Bojan war nicht verurteilt worden. Seine Frau hatte ihre Anzeige kurz nach der rechtsmedizinischen Untersuchung zurückgezogen, und obwohl der Staatsanwalt im Prinzip die Möglichkeit gehabt hätte, die Strafsache ohne Josephine Simic weiter zu verfolgen, war es nie zu einer Anklage gekommen. Ella war damals natürlich klar gewesen, dass der Staatsanwalt ohne die Aussage der Frau den Prozess unmöglich hätte gewinnen können, doch erst gestern, als sie mit eigenen Augen Davids Gutachten gelesen hatte, war ihr klar geworden, warum der Staatsanwalt den Fall wirklich zu den Akten gelegt hatte.

Mittwoch, 21. März 2012

Simon Stålhammare dachte sich nichts weiter dabei, als er sich auf den Weg ins Sekretariat machte. Sein dunkles Haar war zurückgekämmt, und er trug ein dunkelgraues Jackett über einem dünnen blauen Wollpullover. Das Licht der weißen Neonröhren spiegelte sich in seinen auf Hochglanz polierten Schuhen. Außer im Obduktionssaal konnte man im rechtsmedizinischen Institut ohne weiteres zivile Kleidung tragen. Dennoch trugen die meisten Kollegen in den Stunden, die sie in den Büros und Labors im ersten Stock verbrachten, zumindest Gummipantoffeln. Aber Simon hatte in seinen acht Jahren im Institut keinen einzigen Gedanken daran verschwendet, seine eleganten Schuhe gegen Gummipantoffeln zu tauschen. Wie hätte das denn zu seinen perfekt gebügelten Hosen ausgesehen?

Schon auf halbem Weg zu Gunvors Schreibtisch wurde Simon klar, dass etwas nicht stimmte. Er hatte es ihrer Stimme am Telefon schon angehört, aber als er sie jetzt sah, gab es keinen Zweifel mehr. Schon seit seiner Kindheit war Simon außergewöhnlich gut darin, den Gefühlszustand anderer Menschen einzuschätzen. Wenn es jemandem nicht gut ging, war Simon oft der Erste, dem Stimmungsschwankungen oder verändertes Verhalten auffielen. Allerdings war diese Fähigkeit nicht angeboren, sondern notgedrungen erlernt, um die regelmäßigen Wutausbrüche seiner Eltern vorauszusehen.

Um Gunvors entsetzte Miene zu deuten, bedurfte es allerdings keines gesteigerten Einfühlungsvermögens. Simons Blick fiel auf den braunen Pappkarton auf dem Schreibtisch. Auf der Oberseite klebten rotweiße Firmenaufkleber, und das Klebeband war beim Öffnen teilweise weggerissen worden. Den Gestank bemerkte er erst, als er schon bis auf drei Meter

herangekommen war. Simon sah erst Gunvor, dann Jens an. Beide sahen ziemlich mitgenommen aus.

»Schießen Sie los«, sagte Simon in ruhigem Ton.

»Dieses Paket habe ich vor fünf Minuten von einem Kurierdienst entgegengenommen«, sagte Gunvor so ruhig wie möglich. »Es ist an das Institut adressiert, allerdings fehlt der Absender.«

Dann versagte ihr die Stimme, und sie musste sich räuspern.

»Ich glaube, es ist ein Kopf.«

Die letzten Worte waren nur ein Flüstern.

»Was sagen Sie da?«, fragte Jens fassungslos. Er hatte zwar geahnt, dass das Paket eine ungewöhnliche Sendung enthielt, aber mit so etwas hatte er nicht gerechnet. »Was konnten Sie denn erkennen?«

»Nicht viel, vor allem Haare, den Teil einer Wange und ein Ohr. Aber der Gestank ...« Wieder brach sie ab.

»Okay«, sagte Simon und beugte sich vor, um das Paket genauer zu betrachten. Es waren keine feuchten Flecken zu sehen, wie man sie im Zusammenhang mit Verwesung erwartet hätte.

»War die Sendung in irgendeiner Weise verpackt?«, fragte er ohne den Blick abzuwenden.

»Plastiktüten«, antwortete Gunvor schnell. »Ein schwarzer Müllsack. Ich habe ihn geöffnet, und darin befand sich eine durchsichtige Plastiktüte.«

Simon richtete sich wieder auf und wandte sich an Jens.

»Sorgen Sie bitte dafür, dass so schnell wie möglich eine Krankenschwester aus der Röntgenabteilung herkommt. Sagen Sie, es geht um eine Identifizierung – aber eine eilige.«

Mit angespanntem Gesichtsausdruck zog Simon seine Jacke aus und hängte sie über einen Stuhl, ehe er sich wieder dem Paket zuwandte.

»Mit der Stirn nach oben?«, fragte er gedehnt.

»Soweit ich das erkennen konnte, ja«, sagte Gunvor leise hinter ihm.

»Die Nase hier?«, fragte er und zeigte auf eine Seite des Kartons.

»Ich glaube.«

»Gut, dann weiß ich Bescheid.«

Eigentlich war die Computertomographie die gängige Röntgenuntersuchung, wenn es um Mordopfer ging. Man erhielt damit eine dreidimensionale Abbildung der Verletzungen, die den Gerichtsmedizinern manchmal weiterhelfen konnte. Manchmal aber kam auch das gute alte Röntgenbild zum Einsatz, und für diesen Fall hatte die Abteilung einen eigenen Röntgenapparat. Er stand in einem Raum im Keller, der auf Anweisung der Strahlensicherheitsbehörde verstärkte Wände und zwei Eingänge hatte – einen für das Personal, das den Apparat bediente, und einen direkt zur Leichenhalle. Leider stand dem rechtsmedizinischen Institut kein eigenes Personal zur Verfügung, das den Röntgenapparat bedienen konnte.

Simon ging nach nebenan ins Labor und kam mit einem Paar blauer Plastikhandschuhe zurück. Vorsichtig hob er das Paket hoch. Peinlich genau achtete er darauf, die durchsichtigen Klebestreifen nicht zu berühren, denn dort würden die Spezialisten von der Spurensicherung wohl am ehesten Fingerabdrücke finden. Jens verschwand in seinem Büro und Simon ging langsam zum Aufzug, drehte sich dann aber noch einmal um und rief der Sekretärin zu: »Gunvor, versuchen Sie Ella zu erreichen!«

Kapitel 2

Noch 156 Tage

Ella war tief in Gedanken versunken, als das Telefon klingelte. Sie hob kurz den Blick, als das schrille Signal ertönte, wandte sich dann aber gleich wieder dem Buch auf ihrem Schoß zu. Sie hatte den Text zwar schon einmal gelesen, aber das war vor mehr als zehn Jahren gewesen, und sie konnte sich kaum mehr daran erinnern. Die Beschäftigung mit alten Fällen war zwar oft lehrreich, aber Ella nahm sich trotzdem nur selten die Zeit für derartige Lektüre. Meistens hielt sie sich stattdessen an die wissenschaftlichen Zeitschriften, die sich thematisch auf ihre außergewöhnliche Berufsgruppe spezialisiert hatten. Am Anfang ihrer Karriere war ihre Berufswahl ständig von Bekannten und Verwandten infrage gestellt worden. Inzwischen waren die meisten eher neugierig. Noch immer bekam sie jedoch ab und zu verächtliche Kommentare zu hören, wie etwa die Frage, wie man sich freiwillig mit verwesenen Leichen oder verstümmelten Kindern beschäftigen konnte. Diese Leute sahen offenbar nur das Blut und das Elend. Aber Ellas Einschätzung ihres Wirkungsfeldes ging schon lange über das bloß Makabre hinaus – sie war schließlich immer noch eine Ärztin mit medizinischem Wissen und Fähigkeiten, nur mit dem Unterschied, dass nicht Patienten, sondern die Gerichtsbehörden Nutzen aus ihrem ausgezeichneten Spezialwissen zogen. Es dauerte lange, sich dieses anzueignen, und deshalb musste man auf die Erfahrungen anderer zurückgreifen – auch wenn es sich um längst verjährte Fälle handelte.

Die Buchseiten waren vergilbt, und jedes Mal wenn Ella eine Seite umblätterte, löste sich ein wenig Kleister vom Buchrücken. Die geheimnisvollen Todesfälle übten auf sie noch dieselbe Faszination aus wie damals, als sie zum ersten Mal davon gelesen hatte. Damals war sie ganz zufällig darauf gestoßen, als sie voller Arbeitseifer im Archiv des rechtsmedizinischen Instituts gestöbert hatte. Diese rätselhaften Todesfälle hatten sich Ende der Dreißigerjahre auf einem kleinen Anwesen am Rande Moskaus ereignet. Auch wenn es nicht direkt beim Namen genannt wurde, war klar, dass es sich dabei um ein Bordell gehandelt haben musste. Die ausschließlich männlichen Besucher des Etablissements waren einer nach dem anderen während ihres Aufenthaltes dort gestorben, nicht selten mit einem beträchtlichen Alkoholpegel im Blut. Anfangs schien die Polizei kein großes Interesse am Ableben dieser älteren Herren gehabt zu haben. Alle Todesfälle hatten sich im Erdgeschoss des Gebäudes ereignet, wo einige kleinere Besuchszimmer lagen. Die meisten Männer waren zumindest teilweise entkleidet aufgefunden worden, und einige Vorfälle waren sogar von den Damen beobachtet worden, die dort arbeiteten. Laut Aussage einer dieser Zeuginnen hatte ein Gast über Schmerzen in der Brust geklagt, unmittelbar bevor er zusammengebrochen war. Eine andere Zeugin berichtete von einem Gast, der unter schwerer Atemnot gelitten hatte. Anfangs waren die Todesfälle als natürlich eingestuft worden, und die pikanten Umstände hatten sicher dazu beigetragen, dass die betroffenen Familien einer schnellen, diskreten und nicht allzu umfangreichen Untersuchung zugestimmt hatten. Aber dann waren auch vereinzelt jüngere Männer während ihres Besuchs dort gestorben, und erst da schien die örtliche Polizei misstrauisch geworden zu sein. Man hatte das gesamte Personal verhört und die Leichen in die Universität

bringen lassen, wo sie obduziert wurden. Die Todesursache konnte aber nicht geklärt werden. Außer einem hohen Alkoholpegel waren keinerlei Anzeichen auf Vergiftung entdeckt worden.

Sechszwanzig Männer starben innerhalb eines Jahres, bis die Polizei endlich eine Lösung des Falls präsentieren konnte. Man hatte festgestellt, dass zwei der fünfzehn dort tätigen Damen bei insgesamt dreiundzwanzig der Todesfälle zugegen waren, und nach weiteren Verhören mit diesen beiden Angestellten hatte eine der beiden schließlich gestanden.

Wie das Verhör verlaufen war, ging aus dem Bericht nicht hervor, aber Ella vermutete, dass die russischen Beamten äußerst überzeugende Verhörmethoden angewandt hatten. Die junge Frau, die die Morde gestand, war gerade mal einundzwanzig Jahre und ein knappes Jahr zuvor nach Moskau gekommen. Der Beschreibung nach war sie sehr zierlich und hätte daher niemals die Kraft gehabt, ihre Opfer zu überwältigen. Man war daher von einer Vergiftung ausgegangen. Das Mädchen hatte sich jedoch geweigert zu erzählen, womit sie die Männer vergiftet hatte, und obwohl man die Zimmer und die Habseligkeiten der Angestellten mehrfach durchsucht hatte, war nichts gefunden worden, was auf einen Giftmord hindeutete. Erst bei einer weiteren Durchsuchung hatte man den kleinen Blutfleck auf einem der Hüte der Verdächtigen bemerkt – ein Fund, der schließlich die Lösung des Rätsels geliefert hatte, mit dem Polizei und Gerichtsmediziner zuvor an der Nase herumgeführt worden waren.

Ella klappte das Buch zu und rieb sich die Augen. Sie musste schlafen, aber sie wusste, dass es zwecklos war. Die wenigen Stunden, die sie in der Nacht geschlafen hatte, waren von Albträumen erfüllt gewesen, an die sie sich jetzt nur noch bruchstückhaft erinnern konnte. Sie war eine der Spielfiguren

auf einem riesigen Spielfeld gewesen, und wohin sie sich auch bewegt hatte, die Situation war immer aussichtsloser geworden. Schritt für Schritt hatte sie versucht, den Gefahren um sie herum zu entkommen, nur um einzusehen, dass es kein Entrinnen gab. Unruhig hatte sie sich im Bett hin und her geworfen, und als sie aufwachte, war das Laken nassgeschwitzt gewesen.

Als Kind hatte sich Ella für Schach interessiert, aber es war lange her, seit sie das letzte Mal gespielt hatte. Ihr Vater Frederick hatte sie mit diesem klassischen Brettspiel bekannt gemacht. Obwohl sie damals erst fünf oder sechs Jahre alt gewesen war, hatte er bei ihr eine Begabung für das Spiel festgestellt – zumindest hatte man das Ella im Nachhinein erzählt. Angeblich hatte Frederick gesagt, dass sie lernen musste, ihre Ungeduld zu zügeln, denn dann wäre sie eine unberechenbare und damit lebensgefährliche Gegnerin. Ella war jedoch nie eine große Schachspielerin geworden. Am 24. März 1976 brannte die große Villa, in der die Familie wohnte, nieder, und am nächsten Morgen fand man die verkohlten Überreste der Leiche von Ellas Vater in der Asche. Ella und ihre Mutter Judit waren zum Unglückszeitpunkt nicht zuhause gewesen und entkamen so den Flammen, aber ihr gesamter Besitz war in dieser Nacht zerstört worden. Auch Ellas Schachbrett. In der ersten Zeit nach dem Brand wohnten Mutter und Tochter bei Ellas Großeltern, Ernst und Grete Liedenburg-Rossing, aber nach ein paar Monaten waren sie in eine eigene Wohnung gezogen.

Der materielle Verlust war rasch durch zahlreiche Einkäufe bei diversen Auktionshäusern ausgeglichen worden, und allmählich begann Ellas Erinnerung an ihren Vater zu verblasen. Erst vor wenigen Jahren hatte sie erfahren müssen, dass all dies genau geplant und kalkuliert gewesen war. Ella und

Judit hatten ein neues Leben bekommen – ein Leben ohne Frederick. Als ob er nie existiert hätte.

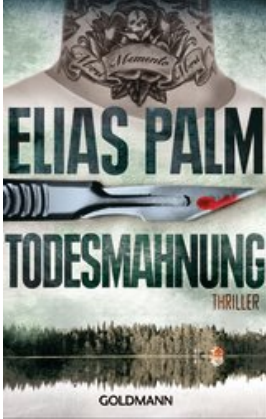
Mittwoch, 21. März 2012

Die Röntgenschwester war ganz außer Atem und musste durch die unterirdischen Gänge des Krankenhauses gelaufen sein, die in den Keller des Institutes führten. Sie hatte eine Tasche dabei, und Simon vermutete, dass sich darin die digitalen Röntgenplatten befanden. Als er ihr die Tür öffnete, sah sie ihn fragend an. Wahrscheinlich konnte sie sich nicht vorstellen, warum solche Eile geboten war. Gerichtsmedizinische Angelegenheiten waren selten eilig. Schussopfer beispielsweise wurden geröntgt, um die Projektile zu finden, damit der obduzierende Arzt wusste, nach wie vielen Kugeln er suchen musste. Oft ließ Simon auch die sterblichen Überreste von unidentifizierten Leichen röntgen, um beispielsweise verheilte Knochenbrüche, Missbildungen oder Prothesen zu finden, die er dann mit früheren Röntgenbildern vergleichen konnte, um die Identität doch noch festzustellen. Diese Angelegenheit jedoch konnte er niemandem überzeugend erklären. Erst die ungewöhnliche Eile – und dann war Simon auch noch gezwungen, die Schwester aus dem Untersuchungsraum zu schicken, sobald sie die Maschine eingestellt und die Röntgenplatten auf dem Tisch platziert hatte. Außerdem war die Leiche nur in ein Tuch gehüllt, anstatt des fest verschlossenen Plastiksacks, der zum Röntgen verwendet wurde.

Die Schwester sah Simon mit einer Mischung aus Skepsis und Verwunderung an, als fragte sie sich, ob er wirklich wusste, was er tat.

Sobald sie den Raum verlassen hatte, rief Simon Jens herein, der in der Leichenhalle gewartet hatte.

UNVERKÄUFLICHE LESEPROBE



Elias Palm

Todesmahnung

Thriller

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Taschenbuch, Broschur, 512 Seiten, 11,8 x 18,7 cm

ISBN: 978-3-442-48152-1

Goldmann

Erscheinungstermin: März 2015

Ein neuer Fall für Gerichtsmedizinerin Ella Andersson.

Als Staatsanwalt Hand Vadlund im Kreise seiner Kollegen seinen 50. Geburtstag feiert, befindet sich unter den vielen Geschenken ein äußerst makabres Präsent: der abgeschnittene Ringfinger seiner Frau samt Ehering. Erpressungen wie diese sind im schönen Malmö trauriger Alltag, seit zwei Brüder eine kriminelle Organisation aufgebaut haben, zu deren Portfolio auch Auftragsmorde gehören. Ella Andersson vom rechtsmedizinischen Institut gehört zu den wenigen, die sich nicht einschüchtern lassen. Doch dann wird im Institut ein Karton mit grauenvollem Inhalt abgegeben: einem menschlichen Kopf ...